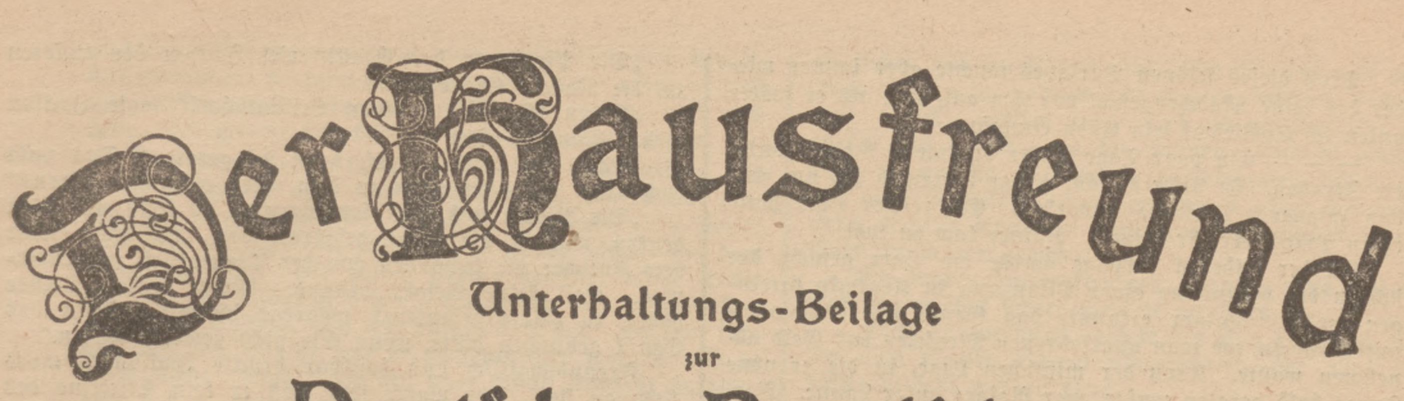


Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 291. Bromberg, den 18. Dezember 1930.

Der Farmer von Riveglast.

Roman von Gert Rothberg.

(3. Fortsetzung.

— — — Mit lächelndem Mund saß Evelyn ihrem Vater bei der Mahlzeit gegenüber. Sie aßen allein. Paulus Jackson war sehr vergnügt.

„Also, wie gesagt, am vierzehnten fahren wir. Der Luxuswagen wird schon mit allem ausstaffiert. Es ist nicht übel, so durch das Land zu rasen. Der Expreß ist eine wundervolle Erfindung."

Evelyn antwortete nicht. Sie fütterte ihren weißen Seidenspitz mit Nordseekrabben, die er furchtbar gern fraß. Plötzlich sagte sie:

„Ich werde ein Waisenhaus gründen."

Der Grubenkönig hob das Gesicht.

„Eine neue Marotte! Gott sei Dank, dann wird sie die andere fallen lassen", dachte er triumphierend.

„Tue das, mein Kind. Es bringt immer Glück, wenn man für Waisenkinder etwas übrig hat", sagte er salbungsvoll.

„Meinst du? Na, wir können das Glück ja gebrauchen."

Es hatte ganz ernsthaft geklungen, trotzdem schielte der Grubenkönig mißtrauisch auf seine Tochter. Doch sie band graziös dem Hündchen die riesige hellblaue Schleife. Ein Gedanke kam ihm.

„Wenn — — wenn du nun so stark beschäftigt bist, dann wird wohl aus deiner Deutschlandreise nichts?" fragte er harmlos.

„Natürlich fahre ich. Ich kann mich doch nicht daneben stellen, wenn der Architekt das Haus baut. Es wird gerade fertig sein können, wann ich zurückkomme."

Paul Jackson faltete seine dicken Hände und seufzte. Dann meinte er:

„Nimmst du dir nicht etwas zu viel vor, mein Kind? Ich meine, das hast du doch nicht nötig."

„Mein Plan ist fertig. Vater. Und was ich sagen wollte: ich brauche vorerst zum Bau des Hauses zehntausend Dollar."

Jackson sah seine Tochter vorwurfsvoll an.

„Verwöhne doch die Leute nicht so, mein Liebling. Wenn du so mit dem Gelde um dich wirfst, dann gibt es zuletzt überhaupt nur noch Waisenkinder auf der Welt. — Au! Evelyn, dein Hundevieh hat sich in meiner Hose festgebissen. Bitte, rufe doch."

Evelyn lachte herzlich.

„Titan, komm!"

Das Hündchen knurrte und lief dann gehorsam zu seiner Herrin.

Jackson stand auf.

„Du hast den Köter auf mich dressiert, das ist unfein; du wirst erreichen, daß ich ihn mal niederknalle."

In diesem Moment übergab sich der kleine Hund, weil er zu viel Krabben gegessen hatte. Jackson lief wie besessen hin und her.

„Den Arzt, schnell! Sitzt denn meine gesamte Dienerschaft auf den Ohren?"

Als der Arzt angestürzt kam, trank der Hund gerade seine Milch und ließ sich nicht anrühren. Als der Arzt ihn streichelte, um ihn zutraulich zu machen, biß er ihn in den Finger.

Jackson lachte schadenfroh, und der Arzt war beleidigt.

„Ein schlechter Scherz, Mister Jackson!"

Der nahm den Arm des Arztes und ging mit ihm hinüber in den Salon.

Wir spielen eine Partie, Doktor. Ich hab einen wundervollen Likör im Billardbein. Du entschuldigst uns, Evelyn."

Das Mädchen nickte den Herren lächelnd zu.

4. Kapitel.

Nach einer Reise um die halbe Welt war Erzherzog Rainer alias Fritz Rainer in Chicago gelandet. Nachdem er sich hier gründlich umgesehen, setzte er sich eines Tages an das Fenster seines kleinen Hotelzimmers und sann lange noch. Er mußte das, denn seine Geldmittel schrumpften bedenklich zusammen. Es galt also jetzt, irgend einen Beruf zu ergreifen. Wenn Rainer über das Vergangene nachdachte dann stellte er jedesmal aufs neue mit Befriedigung fest, daß er keine Reue empfand.

Was für eine wundervolle Reise hatte er gehabt. Die Einladung auf Java war auch nett gewesen. Bewundernswert, wie freundlich und herzlich alle Menschen zu ihm waren, ihm, der doch jetzt nur den einfachen Namen Fritz Rainer trug.

Er stützte den Kopf in die Hand. Jetzt hatte er wenigstens die Gewißheit, daß man nicht dem Erzherzog gehuldigt hatte, sondern seinem einfachen Ich. Und diese Gewißheit machte ihn glücklich.

„Ich werde euch allen beweisen, daß ich mich ganz allein ohne eure Hilfe vorwärts bringe. Nein, euch nicht, mir selbst will ich es beweisen, ihr werdet es ja nie erfahren. Erzherzog Rainer will für immer verschollen sein."

Er sprang auf, reckte seine schlanke Gestalt. Dann stand er lange am Fenster und blickte auf das Hasten und Treiben da unten. Auf einmal sah er eine schöne, schlanke Mädchengestalt auf einem schneeweißen Pferd vorüberreiten. Zufällig hob die Reiterin, die in der verkehrsreichen Straße das Pferd im Schritt gehen lassen mußte, das Gesicht. Ihre Augen trafen sich mit den seinen. Es war nur eine Spanne eines Augenblicks, doch sie hatte genügt, um ihn mit eigenartiger Unruhe zu erfüllen und sich die Frage vorzulegen:

„Wer war das schöne Mädchen mit den kühlen Augen?"

Dann wurde er auf sich selbst ärgerlich. Das fing ja gut an. Jetzt, wo er alle Ursache hatte, sich erst einmal um eine geeignete Stellung zu kümmern, jetzt wollte er Weibergeschichten anfangen?

„Weg mit der Liebe, Rainer, jetzt brennt des Lebens Ernst für dich", sagte er zu sich.

Trotz dieses schönen Vorsatzes tauchte aber immer wieder das feine Mädchengesicht vor ihm auf, auch als er später unten im Speisesaal sein Essen einnahm.

— — — Ein paar Tage später bummelte Rainer durch die Straßen. Er hatte sich auf einige Anzeigen hin um eine ihm zusagende Stellung beworben. Ein reicher Herr hatte einen Privatsekretär gesucht. Rainer kam zu spät.

In der anderen Anzeige wurde ein Herr gesucht, der sich an der Gründung einer Pflanzung in Kentucky beteiligen wollte. Rainer erkannte das Ganze als Schwindelunternehmen, wo man unerfahrenen Menschen das Geld abnehmen wollte. Trotz der mißlichen Lage, in die er ohne Frage bald geraten mußte, war Rainer guter Laune. Vergnügt beobachtete er ringsum alles, während er zwischen dem Gewühl dahinschritt. Ein Gefährt mit zwei Pferden raste durch die Straße. Der Bediente auf dem Kutschsitz hatte die Gewalt über die Pferde vollständig verloren. Im Innern des Wagens lehnte ein alter Herr der sich ängstlich festhielt und mit seinen erschrocken aufgerissenen Augen trotz der gefährlichen Situation fast komisch auf Rainer wirkte.

„He da, das ist ja Jackson!“ sagte ein junger Mensch, gebrauchte die Ellenbogen und schob sich durch die Menschen, um sich den Pferden entgegenzuwerfen.

Im nächsten Moment lag er blutend am Boden, getroffen von den Hufen, während das Gefährt weiter dahinsauste und in eine Seitenstraße einbog. Das alles war das Werk von Augenblicken. Rainer rannte die Straße entlang, um das Gefährt zu erreichen, überquerte eine Zwischenstraße und hatte nun Vorsprung. Mit eiserner Faust riß er die schleifenden Zügel an sich. Blutig geschnitten waren die Mäuler der Rappen. Der wütende Schmerz ließ sie plötzlich zitternd stehen bleiben. Rainer achtete nicht auf die begeisterten Rufe. Ganz ruhig und selbstverständlich schwang er sich auf den Kutschsitz und setzte sich neben den Diener, dessen rechter Arm aus der Schulter gerenkt herabhing. Er lüftete leicht den Hut gegen den im Wagen sitzenden Herrn, der ihn dankbar, aber noch immer vollständig fassungslos anblickte.

Die Pferde spürten ihren Meister und ordneten sich ihm willig unter. In schlankem Trab rollte das Gefährt jetzt auf der Straße dahin.

Rainer hatte den Diener gefragt, wohin man fahren müsse, und dieser, dem noch immer der Angstschweiß auf der Stirne stand, nannte ihm die Adresse. Die vornehme Straße kannte Rainer. Da war er doch erst gestern hindurchgeschritten, um all diese Paläste zu bewundern.

Als der Wagen vor dem Riesenbau hielt, sprang Rainer schnell ab, warf die Zügel dem Diener zu, verbeugte sich leicht zu dem Herrn im Wagen und wollte gehen.

Da hielt ihn die Stimme des alten Herrn zurück.

„Lassen Sie mich Ihnen doch wenigstens danken; warum wollen Sie mich beschämen? Gestatten Sie: Paulus Jackson.“

Rainer kannte die Bedeutung dieses Namens in Chicago nicht, er war für ihn ein leerer Schall. Darum verbeugte er sich abermals nur leicht und sagte:

„Fritz Rainer.“

Der Grubenkönig hatte sich erhoben und schickte sich an, den Wagen zu verlassen. Rainer öffnete höflich die Tür. Paulus Jackson schob seinen Arm in den Rainers.

„Jetzt habe ich Sie, nun dürfen Sie mir nicht so sang- und klanglos entwischen. Darf ich Sie bitten, mich in mein Heim zu begleiten? Ich möchte meiner Tochter meinen Lebensretter vorstellen.“

Rainer wehrte ab.

„Es war meine Pflicht.“

„Pflicht? Vielleicht. Die Pferde hätten Sie aber auch ebensogut zertrampeln können. Nein, nein, da wollen wir lieber ehrlich sein. Unter eigener Lebensgefahr haben Sie mich gerettet, davon beißen alle Mäuse der Welt keinen Faden ab. Bitte, schlagen Sie meine Einladung nicht aus. Ich bitte Sie herzlich, zu Tisch dazubleiben.“

Rainer gab seinen Widerstand endlich auf. Er hatte nichts vor; gut, er wollte mitgehen. Vielleicht besaß der alte Herr gute Verbindungen und konnte ihm dadurch zu einer annehmbaren Stellung verhelfen.

„Die Pferde in den Stall!“ rief Jackson den Lakaien zu, die Rainer jetzt erst sah.

„Einen Arzt für meinen Leibkutscher!“ sagte Jackson noch. Rainer dachte:

„Nanu, zu wem bin ich denn da geraten? Das paßt doch alles gar nicht mehr zu dem alten einfachen Herrn?“

„Die Pferde sind sonst lammfromm, ich kann mir nicht denken, was in die Tiere gefahren war. Ich habe außer dem Kutscher nie jemanden von der Dienerschaft mitgenommen, weil keine Gefahr bestand. Meine vielen Diener haben zu Hause gefaulenzt, während ich mir beinahe das Genick gebrochen hätte, wenn Sie nicht gewesen wären.“

Freundschaftlich und dankbar drückte Jackson Rainers Arm an sich. Der wußte jetzt, daß er kein Stiefkind des Glückes war, sondern daß es die Vorsehung ungewöhnlich recht gut mit ihm meinte, als sie ihn auf diese W[illegible] mit Mister Jackson bekannt machte. Plötzlich blieb Rainer stehen, sah an seinem hellen, eleganten Sportanzug herab.

„Es ist unmöglich, daß ich einer Dame in diesem Anzug beim Essen gegenübersitzen kann“, sagte er dann

Jackson zog ihn freundlich weiter.

„Ach wo, noch viel zu schön für einen Lebensretter.“

In einem Salon mit herrlichen antiken Möbeln verabschiedete sich Jackson auf ein paar Minuten.

„Ich bleib' auch gleich so, damit Sie sich nicht genieren“, tröstete er seinen neuen Freund. „Ich will meine Tochter vorbereiten.“

Er nickte Rainer herzlich zu. Als dieser allein war, ging er langsam im Zimmer auf und ab. Der auserlesene Geschmack, der in diesem Raum herrschte, berührte ihn, den in diesen Dingen feinfühligen, verwöhnten Mann, angenehm. Vor einem Gemälde blieb er in Sinnen versunken stehen: ein Hirtenmädchen, das am Abhang kniet und versucht, ein Schaf zu retten. Das liebreizende Gesicht des Mädchens hatte eine große Ähnlichkeit mit der kleinen Regina. Wahrhaftig, er dachte jetzt erst wieder an das Mädelchen. Was mochte sie treiben? Wie mochte es ihr gehen? Ihr, die sich auch hinaussehnte und doch ausharren mußte, weil sie eine Frau war, die nicht allein in die Welt hinausgehen konnte. Wenn er sie geliebt hätte, dann hätte er sie mitgenommen. Aber er hatte ja bis jetzt in seinem Leben nur flüchtige Neigungen gekannt. Regina gehörte aber auch dazu nicht. Er glaubte nicht daran, daß eine große, starke Liebe von seinem Herzen Besitz ergreifen könnte. Eine Liebe, die den Menschen zum Glücklichsten aller Sterblichen oder unglücklich und friedlos machen kann.

(Fortsetzung folgt.)

In der Hölle Chinas.

Bilder aus den Hungergebieten Nordchinas
von Anton E. Zischka.

Ich dachte vor ein paar Jahren, als ich am Sonnenblick, wo 14 junge Menschen von einer Lawine verschüttet worden waren, filmen mußte, wie man sie aus dem nassen Schnee grub, wie man mit Bürsten die jungen Gesichter vom Eis befreite, das sei das Ärgste, wozu einen die Peitsche der Aktualität, der Hunger nach nervenerschütternden Sensationen treibt. Ich hatte auf den Leichen gesessen die man auf die Schlitten geladen, war mit der grausigen Fracht zu Tal gefahren und hatte dabei gefilmt, Ekel im Herzen vor diesem Beruf, dieser ewigen Jagd nach Abseitigem, nach „News“ . . . Aber das war nichts gewesen gegen das, was wir in China sehen sollten.

Unser Newyorker Bureau hatte uns von Kiangcho aus über den Gelben Fluß geschickt. Wir sollten in Shensi Bilder aufnehmen, das Sterben von 9 Millionen Menschen zeigen, die dort im Jahre 1930 verhungern. Wir redeten uns ein, daß wir es taten, um die Welt aufzurütteln.

Beschreiben. Man kann beschreiben, wie man an einem sterbenden Kinde vorbei gefahren ist, an einem winzigen Skelettchen, das in den letzten Krämpfen sich windet. Man kanne in Worten schildern, wie man Wälder sah, deren Bäume weiß, ohne Rinde waren. Denn die Rinde hatte den wenigen, die bis hierher kamen, als Nahrung gedient. Der Zeitungsreporter kann all dies sehen, erleben, später

erzählen. Der Kameramann muß mitleidslos den Augenblick einfangen, er kann nicht aus zweiter Hand erleben, muß mit verkrampften Fingern die Kurbel drehen und das kalte, rücksichtslose Objektiv auf den Sterbenden richten . . .

Man fährt weiter, kann den Menschen nicht helfen. Sie heben die Hände auf. Am Straßenrande, mitten auf dem staubigen Wege liegen sie. Hunderte, Tausende. Sie flohen aus ihren Dörfern, die einmal reich waren, gingen auf dem Wege zugrunde. Sie hatten Felder besessen, reiche Ernte gehalten, denn Shensi gehörte einmal zu den fruchtbarsten Provinzen Chinas. Da trat eine Dürre ein. Da kam 1928 und 1929 ein Winter, wie er noch nie hier war, 30 und 40 Grad Kälte. Man hatte ein paar Säcke Saatgut gerettet, aber das nahmen die Truppen weg. Man behielt winzige Getreidegärten, bewachte sie Tag und Nacht. Aber die Soldaten hatten die Kanäle zerstört, der Weizen verdorrte bis auf wenige Halme. Die nahmen die Räuber. Man aß Baumrinden, verkaufte die Frauen an die Kaufleute aus dem Süden 100 Dollar für junge, was in diesen Gebieten einen Sack Mehl bedeutet. Man floh aus dieser Hölle. China aber ist ein Riesenreich, unendlich weit ziehen sich die Straßen dahin. Fast keiner von den 9 Millionen, die Shensi bewohnten, entkam. Wir fuhren über die Leichen. Und kamen so nach Sinanfu . . .

Eine verfallene Stadtmauer umgibt den Ort, die Tore sind von Fengsoldaten bewacht. Man bringt uns zum Gouverneur. Und der läßt uns nicht weiterreisen, weil Räuber die Stadt umzingelt haben.

Man schläft in der Garage, stellt die Feldbetten auf, stellt sie in mit Wasser angefüllte Konservenbüchsen. Trotzdem erreichen Hunderte von Quälgeistern den schlafenden Menschen.

Wir treffen ein paar Missionare in der Stadt, einen weißen Doktor, einen Vertreter der „Chinese Famine Relief Commission“, der von Amerikanern geleiteten Hungerhilfskommission. Er erzählt, daß die letzten Autotransporte nicht mehr durchkamen, daß die Räuber sie ausplünderten. Der Arzt bestätigt, daß Tausende an der Cholera, Hunderttausende am Hungertyphus starben. Man kann die Leichen nicht bestatten, weil die Überlebenden zu schwach sind. Weil nur ein Gesetz mehr in diesen Teilen Chinas regiert: das des Egoismus. Man kann nur an sich denken. Und hat genug damit zu tun . . .

Wir machen Bilder in den Kasernen, filmen die ausgemergelten, zerlumpten Feng-Soldaten, die einen aussichtslosen Kampf gegen die Räuber, gegen den Hunger führen.

Die Stadttore waren geschlossen worden.

Trotzdem aber fuhren wir los. Wir hatten uns Missionarpässe verschafft Kutten angezogen. In Fetzen gepackt lagen die Apparate in den Werkzeugkisten, fast 2000 Meter Film, Szenen des Grauens, die aufrütteln mußten, waren in die Matratzen genäht. Die mußten wir durch die Sperren bringen, nicht uns Um diesen Film ging es. Mehr als um alles andere. Wir wurden entlassen, wenn er nicht glücklich nach Newyork kam, wenn nicht Menschen, die eben aus ihren warmen Autos stiegen, ihn am Broadway sehen konnten.

Damals, als wir über Tote und vielleicht auch noch halb Lebende fuhren, als schaukelnd unser Wagen gegen den schmalen Felseneinschnitt sauste, hinter dem das Hauptlager der Räuber liegen sollte, damals mußte ich wie verrückt immer wieder an die Lichtreklame denken, die dem „House, that shadows built“, dem Paramount-Building, gegenüber in die Nacht schreit, in mannshohen Buchstaben immer wieder das gleiche rät: „Verlier' fünf Minuten beim Überqueren der Straße und behalte das Leben! Das Leben ist süß.“

Nun roch die Luft süß nach verwesenden Menschen, der Boy auf dem Rücksitz murmelte immer das gleiche, monotone „Wampada . . . Wampada“. Schildkrötenei heißt das, ist das ärgste chinesische Schimpfwort. Er sagt es mechanisch, hatte dunkle, übergroße Augen dabei, in denen unsägliche Angst stand.

Und dann trafen wir auf die „Räuber“. Ein Trupp zerlumpter Männer, schwer bewaffnet alle. Sie sahen uns an, ließen uns wortlos vorüber. Ein Wunder war geschehen. Jetzt werden sie uns in den Rücken schießen, dachten wir, jetzt . . Sie schossen nicht. Erst als wir den Paß erreicht, hörten wir das Krachen der Salven. Und da wußten wir auch, warum sie uns hatten durchkommen lassen. Hinter uns war ein Geldtransport gekommen. Den hatten sie nicht durch Schüsse irritieren wollen, demgegenüber waren wir ihnen zu mager gewesen.

Wir waren durchgekommen, konnten ohne viel Schwierigkeiten wieder sichere Gebiete erreichen.

„Dsau ni mutschin“, meinte der Boy trotzdem, ein Satz, den auch Goethe einmal niederschrieb, der aber trotzdem nicht übersetzt werden kann.

Und: Wir kamen auch wieder nach Newyork, sahen dann, was sie aus unserem Film gemacht hatten. Es war nur ein Talky, chinesische Holzmusik begleitete ihn teilweise. Und wir sahen oben auf der Silberleinwand lachende Soldaten, sahen trippelnde Frauen, sahen hübsche Landschaftsbilder und unser Auto, wie es durch einen Fluß fährt. Der Boy war da und grinste, und man konnte sehen, wie er unser Bett in die Wasserdosen stellte. Das war wirklich gut. Dann kamen fünf Meter verhungerte Menschen und sehr smarte Titel. Viel „Famine Relief Commission“ dann. Wir waren wirklich Patrioten gewesen. Und dann war unser Film aus Shensi aus. Als ich aus dem Hause trat, erlosch drüben eben wieder der letzte Satz: „Das Leben ist süß“ . . . Fast hätte ich es schon wieder geglaubt.

Aber dann erblickte ich das Gesicht des Kindes, das vor dem Objektiv starb, und dann sah ich, wie einmal eine Kassette aufgegangen war und ein gelber Streifen des Films sich einem Skelett um den Fuß wand, wie das Stativ einsank und einer Kanone gleich das Auge der Kamera den Hungernden ansah . . .

Wir waren zwei Monate in China gewesen. Soldaten einer Weltmacht, winzige Rädchen einer ungeheuren Maschinerie. Frank Swithin nahm mich beim Arm, als ich die Lichter drüben ansah, die immer wieder verkündeten, das Leben sei süß. Er war mit dabei gewesen, es war sein erster Film mit seinem Namen.

„Das Leben ist süß“, sagte er, „gelt?“ Ich habe ihn seither nicht mehr gesehen.

Ich selber aber bin zu müde. Kinderszene also aus einem originellen Bildwinkel heute, vielleicht ein schöner Brand. Europa nun, mit Doumergue in Marokko. Warum soll man nicht sehen, daß die Puppen mit Stroh gefüllt sind, die auf der Weltbühne spielen? Das Leben ist süß. Man muß nur daran glauben . . .

Und vergessen, daß in China 9 Millionen Menschen verhungern, daß man ihnen nicht helfen kann. Muß weiter arbeiten Und darf nicht denken. Denn das ist das Furchtbarste, was einem in diesem Jahrhundert geschehen kann...

Kleine Wunderwerke der Natur.

Schnee aus blauem Himmel. — Das Sechseck als Grundlage der Schneekristalle. — Wie entstehen die Eisblumen?

Von Albert Heinrich Hähnel.

Der Winter naht, und schon beginnt in weiten Teilen unseres Heimatlandes die weiße Decke Feld und Flur zu verhüllen. Gleich kleinen Schmetterlingen, denen sie häufig auch an Größe nicht nachstehen, flattern die Flocken zur Erde. Jede einzelne besteht aus zahlreichen Schneekristallen, besser gesagt: Kristallskeletten, und daneben meist aus einem erheblichen Teil Wasser, vor allem dann, wenn zur Zeit des Schneefalls das Thermometer wenige Grad unter Null zeigt. Das Wasser bewirkt, daß zur Freude der kleinen und großen Kinder die weiße Masse gut „backt“, sich leicht zum Schneeball formen läßt. Je niedriger aber die Temperatur ist, desto trockener, pulveriger zeigt sich der Schnee, desto kleiner sind infolgedessen auch die Flocken.

Am stärksten ausgeprägt sehen wir dies beim sogenannten Polarschnee, der bei Temperaturen von mehr als zehn Grad unter Null und — in unseren Breiten allerdings eine seltene Erscheinung — aus wolkenlosem Himmel fällt. Polar-

schnee entsteht in trockenen Luftschichten, deren Wasserdampf gerade zur Bildung der Schneekristalle ausreicht, die bei ihm, natürlich unter dem Mikroskop, besonders schön und deutlich zum Ausdruck kommen. Er ist wegen seines Mangels an Feuchtigkeit weißer als gewöhnlicher Schnee und glitzert auch stärker als dieser. Im übrigen unterscheiden sich beide Arten im Wesen nicht von einander.

Sämtliche Schneekristalle verwenden zu ihrem Aufbau das Sechseck, das auch in den bei stärkerem Frost unsere Fensterscheiben zierenden Eisblumen zur Geltung kommt. Letztere bilden sich, wenn bei niedriger Außentemperatur das Zimmer Wasserdampf enthält. Die eigenartige, an Farnblätter oder Federn erinnernde Form dieser Eisblumen beruht auf der Neigung des Wassers, stets im hexagonalen System zu kristallisieren. Der in diesem System vorherrschende Winkel von 60 Grad findet sich, wie ein Blick auf ein gefrorenes Fenster zeigt, auch in allen Eisblumen.

Wie entsteht nun dieser kalte Schmuck? Zunächst bildet sich ein sechseckiger Kristall, gleich daneben ein zweiter, ein dritter, zehnter, hunderter. Und zwar zunächst immer unmittelbar auf der Glasscheibe und in der gleichen Richtung, denn aus geheimnisvollen Gründen findet dieser Zuwachs hauptsächlich in der Längsrichtung statt. So entsteht eine Eisnadel, gewissermaßen als Hauptnerv des im Aufbau begriffenen Blattes. Wäre die Glasscheibe völlig glatt, so würde sich dieser Nerv ständig verlängern. Aber sie ist uneben. Staubteilchen, Fettflecken finden sich auf ihr; an einer Stelle ist die Wasserschicht ein wenig stärker als an einer anderen. Daher bilden sich die Kristalle nicht immer in der Richtung des Hauptnervs, sondern weichen hier und da von ihm ab. Aber nie anders als unter dem Winkel von 60 Grad. So entstehen die ersten Seitennerven, von denen aus den gleichen Gründen — nur immer unter dem genannten Winkel — wieder neue abzweigen.

Doch aus der Zimmerluft schlägt sich neuer Wasserdampf auf den im Entstehen begriffenen Eisblumen und zwischen deren Haupt- und Seitennerven nieder. Von neuem beginnt der Kristallisationsprozeß. Ein weiteres Blatt, durch die schon vorhandenen im Wachstum beschränkt, sucht sich zu bilden. Von rechts und links kommen andere Blätter hinzu, die gegen einander oder gegen früher entstandene stoßen. Vereinzelte Stellen der Scheibe, die zufällig trocken waren, bleiben auch ganz von Eisbildung frei. So erklären sich die seltsamen Gebilde, die uns am Morgen erzählen, daß während der Nacht das Thermometer wieder erheblich unter den Nullpunkt gesunken ist. Der regelmäßige Aufbau läßt sich aus den angegebenen Gründen in dem Durcheinander nur schwer, und auch dann meist nur an einzelnen Stellen, erkennen. Aber der scharfe Beobachter vermag ihn doch zweifelsfrei mit voller Bestimmtheit nachzuweisen.

Zu diesem Zwecke gibt es übrigens ein einfaches, allerdings nur wenig bekanntes Mittel. Man legt bei Frostwetter ein gut gereinigtes Spiegelglas möglichst wagerecht ins Freie und übergießt es langsam und vorsichtig mit Wasser, in das man feines Eisenoxyd oder auch Knochenschwärze getan hat. Das Pulver ist zuvor mit einer geringen Menge Wasser „angesetzt", da es sonst oben schwimmen würde. Mittels eines Pinsels verteilt man es recht gleichmäßig und dünn auf der Scheibe, wobei man darauf zu achten hat, daß diese wie das Wasser bei Beginn des Versuchs etwa Zimmertemperatur aufweisen. Sobald nun die Eisbildung beginnt, sehen wir die Nadeln sich formen und das Pulver in der Flüssigkeit vor sich her schieben. Schließlich zeichnen sich die Eisblumen deutlich gegen den dunklen Untergrund ab. Man muß sich nur hüten, die Spiegelscheibe ins warme Zimmer zu bringen und das Eis aufzutauen; dann ist es natürlich mit der Herrlichkeit sofort zu Ende. Läßt man sie jedoch ruhig draußen liegen und hält der Frost an, so verschwindet das Eis nach kurzer Zeit von selbst. Es verdampft, ohne erst in den flüssigen Aggregatzustand überzugehen. Auf der Spiegelscheibe bleibt aber im dunklen Pulver das Bild der Eisblumen zurück, das uns noch in der Hitze der Hundstage die Kälte des vergangenen Winters angenehm ins Gedächtnis zurückruft.



Bunte Chronik



* **Liebesdrama in Paris.** Eine Tragödie, der zwei Menschen zum Opfer fielen, erregt großes Aufsehen in Paris. Die 48jährige Frau Favre-Bulle hatte ihren Geliebten Merle und dessen Freundin Frau Juilliard ermordet. Frau Favre war seit 22 Jahren mit einem Uhrenfabrikanten in Besançon glücklich verheiratet. Eines Tages lernte sie einen jungen und verführerischen Mann kennen, der als Sekretär in einem großen Stahl- und Eisenunternehmen tätig war. Der hübsche Jüngling eroberte schnell das Herz der alternden Frau. Sie wurde seine Geliebte. Das Verhältnis dauerte ungestört drei Jahre. Das Liebespaar verbrachte jeden Sommer in aller Heimlichkeit einige Wochen in irgendeinem kleinen wenig besuchten Badeort. Eines Abends erzählte Frau Favre plötzlich — aus Trotz oder schlechtem Gewissen, wer kann das Frauenherz ergründen — ihrem Gemahl die Geschichte ihrer Liebe. Der Mann verlangte sofort die Scheidung. Frau Favre ging auf diesen Vorschlag ein und ging nach Paris zu ihrem Geliebten. Der Sekretär Merle hatte seine Freundin sehr gern. Da er aber ein weites Herz besaß, unterhielt er gleichzeitig ein Liebesverhältnis mit einer anderen Dame, der außergewöhnlich hübschen Frau Juilliard. Der junge Mann konnte sich nicht entschließen, Frau Juilliard, die mit ihm zusammenwohnte, aus dem Hause zu jagen. Er versprach Frau Favre, so schnell wie möglich die Beziehungen zu Frau Juilliard abzubrechen. Inzwischen sollten aber die beiden Frauen bei ihm zusammen wohnen. Frau Juilliard war nicht eifersüchtig. Als sie die alte Freundin ihres Geliebten erblickte, sagte sie: „Wir Frauen müssen zusammenhalten." Das originelle Trio begann somit sein Zusammenleben in der freundschaftlichsten Art. Die Sache wurde im ganzen Hause und in der Nachbarschaft schnell bekannt. Der junge Merle und seine beiden Haremsdamen wurden bespottet. Frau Favre fühlte sich um so mehr in ihren heiligsten Gefühlen verletzt, als der angeblich provisorische Zustand des „Liebedreiecks" kein Ende nehmen wollte. Eines Abends wurde sie zufällig Zeugin einer leidenschaftlichen Liebesszene zwischen Merle und Frau Juilliard. Am Tage darauf kaufte sich die Frau einen Revolver und tötete ihren Geliebten im Schlaf. Die herbeigeeilte Frau Juilliard wurde ebenfalls von der rasenden Frau Favre erschossen.

* **Das Zeitungsgewerbe in U. S. A.** Das große philadelphische Blatt „Publis-Ledger" veröffentlichte kürzlich eine Abhandlung über den derzeitigen Stand des Zeitungs- und Zeitschriftengewerbes in den Vereinigten Staaten. Gleich der Kinoindustrie wurde auch das Zeitungsgewerbe zu einem der größten Zweige der amerikanischen Industrie. Die Gesamtauflage der amerikanischen Tageszeitungen erreichte 44 Millionen Exemplare. Da die Vereinigten Staaten ca. 28 Millionen Familien zählen, entfallen also auf jede Familie 1½ Zeitungen. Im Laufe der letzten zehn Jahre stieg die Auflage aller amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften um ca. 39 Prozent, während der Umsatz der veröffentlichten Inserate sich um 60 Prozent vergrößert hatte. Das Bruttoeinkommen der amerikanischen Zeitungen vom Inseratenabdruck erreichte 1929 ca. 800 Millionen Dollar, gegen 500 Millionen Dollar im Jahre 1919. Die Zeitungen und Zeitschriften werden unter dem Herstellungspreis verkauft. Die Unkosten werden nur durch die Inserate gedeckt.

Lustige Rundschau



* **Ehrlich währt am längsten.** „Sie wissen doch, Herr Becker, daß ich immer ehrlich und gewissenhaft bin. Eben hat mir nämlich ein Kunde hundert Mark zuviel bezahlt!" — „Ja, und nun?" — „Na, wir sind doch Kompagnons. Da bekommen Sie natürlich die Hälfte ab."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.